

3. Die Bewältigung eines Konflikts wie jenem am Golf mit einer komplexen Gemengelage politischer, ökonomischer, kultureller und religiöser Interessen erfordert zweierlei: zum einen die Bereitschaft und die Fähigkeit, sich der Grundwerte der eigenen demokratischen Staats- und Gesellschaftsordnung zu vergewissern, an die Bedingungen eines gerechten Friedens zu erinnern und die eigene Identität zu verteidigen, wenn sie bedroht wird, zum anderen, ständig den Dialog auch mit dem Kriegsgegner zu suchen. Dies ist ein Gebot nicht nur der Diplomatie und des Ringens um eine dauerhafte und gerechte Friedensordnung im Nahen Osten, sondern auch der Verständigung zwischen Christen und Muslimen, zu der das Neue Testament ebenso einlädt wie jene vier Suren des Korans (4,92; 8,63; 42,38; 49,9), in denen der Muslim aufgefordert wird, dem, der ihm Frieden anbietet, die Aussöhnung nicht zu verweigern.

DER KRIEG – AUFSÄTZE ZUR SITUATION UNSERER WELT

Vier Monate danach

Der Golfkrieg in einem übersehenen Aspekt

Von Hanna-Barbara Gerl

Der Golfkrieg hatte katholischerseits keine gute Presse. Auch anderwärts natürlich nicht, doch erübrigt sich das beinahe zu sagen. Verblüffend war jedoch, wie stark die katholische Kirche sich diesmal mit anderen, ihr sonst konträren Gruppen einig fühlte, genauer gesagt: diese sich mit ihr. So bedankte sich der Vorsitzende der italienischen PDS (der früheren kommunistischen Partei PCI) schriftlich und mündlich beim Papst für dessen Worte gegen das Eingreifen der alliierten Truppen. *Dreißig Tage*, die jetzt in Deutsch erscheinende Ausgabe von *Trenta Giorni*, brachte in der Februarnummer einen geradezu wütenden Artikel über Präsident Bush, aufgehängt an der feinsinnigen Frage, zu welchem Gott Bush eigentlich bete (Antwort: zu dem Gott der Freimaurer, den *Dreißig Tage* aber gar nicht schätzte, im Unterschied zu dem Gott Saddam Husseins, der offensichtlich verwandter empfunden wurde). Weitere »Anfragen« der katholischen Presse bewegten sich auf dem Feld, ob nicht eine neue Form von »Religionskrieg« das Gespräch mit den Muslimen belaste (ob dieses Gespräch überhaupt schon nennenswert stattfand, blieb offen; daß in Kuwait Moslems auf Moslems eindringen, blieb ebenso uninteressant); ob nicht der »Westen« die größere Gefahr für die christlichen Werte bilde als der Orient (ein Zungenschlag, den leider auch die oberste Spitze der Kirche verwendet, und zwar bis zum gegenwärtigen Tag). War vielleicht die oft zitierte moslemische Sittenstrenge insgeheim das Wunschbild der kirchlichen Kreise? Um dem liberalen Abendland einmal noch eine angeblich geschlossen aus dem Glauben lebende Gemeinschaft vorzuhalten? (Ein Verdacht, den ich bis heute nicht aufgeben kann.) Letztlich blieb die Hauptfrage, ob es denn menschlich und christlich sei, Böses mit Bösem zu beantworten. Auch an meiner Hochschule Aktionstage (z.B. »Friedenserziehung im Mathematikunterricht« – wörtlich!), Mahnwachen, ein Abend der »Wut und Trauer«; die

sonst wenig sichtbaren Hochschulgemeinden konnten hier zu einem Profil auflaufen. Jedenfalls: Christentum war plötzlich etwas mehr »in« als sonst; in einem Gespräch mit völlig unsicheren zwanzigjährigen Studenten kam heraus, daß einige im Einsatz der Alliierten den Weltuntergang angekündigt sahen, dem abends mit einer Lichterprozession begegnet wurde. Offenbar war der Regenschirm provinzieller Behütung in einer bundesdeutschen Nische der Weltgeschichte plötzlich gerissen und die Zugluft der Realität wurde ebenso peinigend wie naiv empfunden.

Heute ist das Ganze wie ein Spuk verschwunden. Nicht nur von den Plakaten, sondern ebenso aus den Gesprächen. Schon zu Beginn des Sommersemesters, etwa einen Monat nach dem Waffenstillstand, waren weder Wut noch Trauer, auch keine Friedensgottesdienste und *actions* mehr angekündigt, vielleicht weil Mahnwachen für die Kurden nicht mehr »unser Problem« sind. Und hier liegt das Interessante: Was ist »unser Problem«? Die Antwort kann mit einiger Logik nur lauten: wir selbst. Es geht nicht um die Menschenrechte, denn sie wurden augenfällig und offen vom August 1990 an in Kuwait mit aller Brutalität gebrochen, ebenso wie nach dem Waffenstillstand die kurdische und schiitische Tragödie erst begann und bis heute nicht abgeschlossen ist. Auch die Kirche hält sich hier wesentlich mehr bedeckt. Selbst als die Diskrepanz zwischen den Worten des Patriarchen von Bagdad, die Christen im Irak seien gleichgeachtete und geschätzte Bürger, und ihrer tatsächlichen Leidensgeschichte zutage trat, erreichte kein kirchlicher Protest das Ohr der Öffentlichkeit – soll das gewünschte »Gespräch der Religionen« nicht belastet werden? Ebenso von allen Seiten mit Stillschweigen übergangen: die beständig brennenden Ölfelder, die vor vier Monaten noch als apokalyptische Endstufe angekündigt waren. Nun ist die Apokalypse eingetreten – *so what?* So leicht läßt es sich mit den angeblich finalen Katastrophen leben.

Einmal mehr bleibt ein gespaltenes Bewußtsein, besser gesagt: auf der einen Seite die Rede von Protest, Engagement, Betroffenheit, Bestürzung (um das Lieblingsvokabular auch des deutschen Parlaments aufzurufen), auf der anderen Seite aber ein Schweigen, das freilich wider Willen beredt ist. Wegen dieser Schizophrenie wird aber leider die Analyse versäumt; die »Apperzeptionsverweigerung« (Doderer) setzt sich bruchlos fort. Tatsächlich ist nämlich etwas eingetreten, was der Aufmerksamkeit der intellektuellen wie der kirchlichen Öffentlichkeit zu denken geben müßte. Und zwar positiv zu denken geben müßte. Es geht um einen geopolitischen Aspekt dieses Krieges von größter Reichweite. Im Herbst 1990, im Vorfeld also der kommenden Auseinandersetzung, sammelten sich tiefschwarze Wolken über dem russischen Horizont. Nach außen schien es, als ob Gorbatschow von den heimischen Militärs unter Druck gesetzt, fast als Gefangener ihrer schwarzen Wünsche agieren würde. Einige Tage vor dem auslaufenden Ultimatum erreichte diese Stimmung ihren Tiefpunkt mit dem sowjetischen Massaker in Wilna/Litauen. Münchner Schlagzeile: »Alle reden vom Krieg – Gorbatschow führt ihn!«

Zu diesem Zeitpunkt sagten alle Reporter, alle Zeitungen, alle Analysen mit der bemerkenswerten Ausnahme des türkischen Präsidenten Özal (der ein rasches und einseitiges Ereignis prophezeite), kurz: alle Experten der Welt einen sehr langen, ungewinnbaren und zumindest moralisch völlig verlorenen Krieg des »Westens« voraus. Offensichtlich glaubte jeder daran, auch die sowjetischen Generäle. Mein aus der Sowjetunion stammender Mann hörte regelmäßig die russischen Radioprogramme und berichtete fortlaufend, welch schreckliche und furchtgeprägte Prognosen aus Moskau kamen.

Die Stimmung war vollständig niedergedrückt; die schwachen und noch unsicheren demokratischen Kräfte Rußlands erwarteten eine unausweichliche Niederlage. Tatsächlich fürchtete man eine Konterrevolution der schwarzen Obristen und Generäle; es herrschte ein Gefühl vom Ende der Welt. Ein Radio-Kommentator: »Fragen Sie jemanden nach seiner Meinung über Saddam Hussein, und aus seiner Antwort werden Sie alles erkennen: seine Meinung über die Demokratie, die freie Wirtschaft, den Westen und sogar über die Wiedervereinigung Deutschlands.«

Und dann wehte der »Wüstensturm« – ganz gegen die Voraussagen der Fachleute wehte er alles in kürzester Zeit spurlos davon. Ebenso unmittelbar begannen sich die russischen Wolken aufzulösen. Und am Radio schlug die Stimmung vollständig um, die Melodien der Moskauer Stimmen änderten sich drastisch und angenehm. Gesendet wurden zum Beispiel einige Gespräche auf der Straße mit zufälligen Passanten, von denen einer kurz und treffend sagte: »Jetzt besetzen die Amerikaner den Irak. Aber zu welchem Katzendreck brauchen sie diesen blöden Irak? Viel besser würden sie uns besetzen!« *Vox populi*.

Als dann der Wüstensturm in die Landoffensive überging, waren die Wolken über Rußland restlos verschwunden. Und Gorbatschow ist erneut liberal, als wäre er nie etwas anderes gewesen; Jelzin ist Präsident der russischen Republik, und sogar Leningrad ist wieder St. Petersburg. Selbst die Wallfahrten der sowjetischen Generäle nach Bagdad konnten all dies nicht verhindern. So bleibt das überaus starke Gefühl – das vielleicht einmal von den Historikern nachgearbeitet wird –, daß der schnelle Verlauf dieses Krieges, ja überhaupt sein Stattfinden das schwarze Schicksal über der Sowjetunion mit aufgelöst hat. Und hier müssen wir sagen, daß dies geradewegs auch unser Schicksal meint. Es war kein Krieg für Öl. Es war ein Krieg, der an einer wenig bemerkten, gefährlichen, deswegen ausschlaggebenden Stelle eine bereits rollende Lawine abgefangen hat. Ob dies die Kirche und die Meinungsbildner mit in das Gesamtbild des Krieges einbeziehen? Oder ist die *legenda nera* immer schauerlich-schöner als die Wirklichkeit?